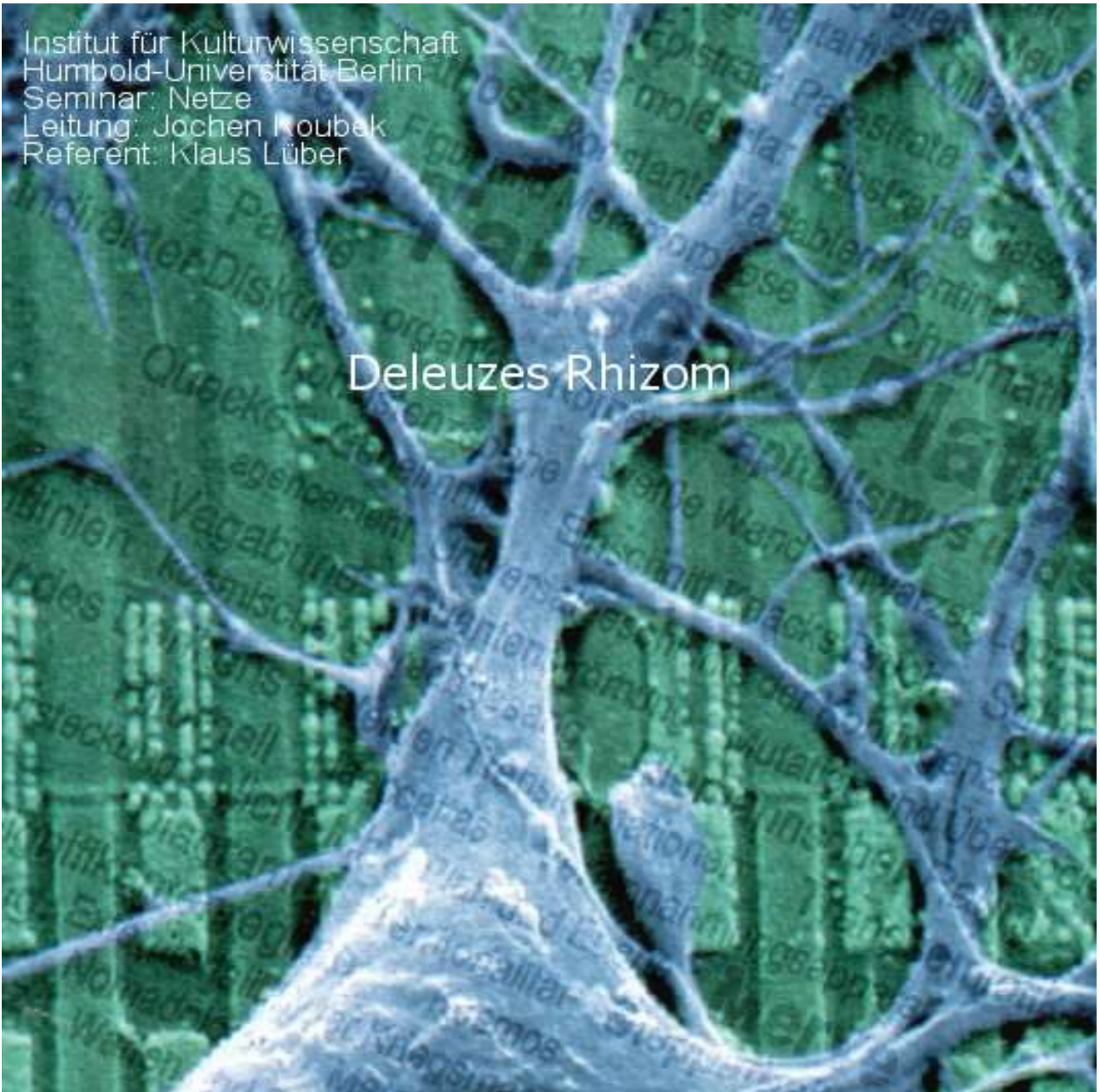


Institut für Kulturwissenschaft
Humboldt-Universität Berlin
Seminar: Netze
Leitung: Jochen Koubek
Referent: Klaus Lüber

Deleuzes Rhizom



Inhaltsverzeichnis

Einleitung.....	3
1. Rhizom - Text.....	4
1.1 Die Buchtypen.....	4
1.11 Wurzelbuch.....	4
1.12. Nebenwurzelbuch.....	5
2. Rhizom - Metapher.....	5
2.1 Rhizom - Netz.....	7
2.11 Rhizom - Philosophie.....	7
2.12 Neuronale Netze.....	8
2.121 Konnektionismus und Symbolismus.....	9
2.13 Elektronische Netze.....	11
2.131 Hypertexttheorie.....	11
2.132 Internet als Rhizom?.....	12
3. Rhizom - Mensch.....	14
Schluss.....	16
Literatur.....	17

Einleitung

In einer bedeutenden Geste verkündete unlängst FAZ Feuilletonchef Frank Schirmacher die inhaltliche Neuorientierung seines Ressorts auf die philosophische Reflexion von Wissenschaftsthemen¹. Explizit hatte der Zeitungsmacher dabei wohl das „human genome project“ im Auge (Eingeweihte sprechen auch vom neuen „Genome-Feuilleton“), implizit steckt hinter dem thematischen Perspektivwechsel des immer noch angesehensten deutschen Feuilletons nicht mehr als eine relativ späte Reaktion auf die schon seit einiger Zeit überwältigende mediale Präsenz wissenschaftlicher Metaphern. Dabei scheint sich gerade kein Schlagwort einer größeren Beliebtheit zu erfreuen als „die Vernetzung“ oder „das Netz“. Im SPIEGEL-Wissenschaftressort wird die Idee der totalen Vernetzung, sowohl technisch durch Entwicklungen in der Nanotechnologie als auch gesellschaftlich diskutiert.² SZ-Feuilletonisten beschreiben die unter dem Einfluss der Internet-Vernetzung entstehenden neuen Versionen von Öffentlichkeit.³

Offensichtlich birgt der Begriff „Vernetzung“ eine starke metaphorische Kraft zur Beschreibung von gegenwärtigen ökonomischen, technischen und politischen Entwicklungen. Ziel dieser Arbeit soll es sein, dem Geheimnis der hohen Funktionalität der Netz-Metapher auf die Spur zu kommen. Eine dieser Spuren führt zurück zu „Rhizom“, einem Text des französischen Philosoph Gilles Deleuze aus dem Jahre 1976, der leicht modifiziert vier Jahre später die Einleitung für das zusammen mit dem Psychoanalytiker Felix Guattari verfasste Werk „Tausend Plateaus“ bildet.

Für die Auseinandersetzung mit diesem Text ist es hilfreich, ihn vor allem auf zwei Aspekte hin zu untersuchen. Einmal im Hinblick auf die Opposition gegen das Repräsentationsmodell von Denken und Sprache, und zum Zweiten hinsichtlich des dazu als Alternative entworfenen Rhizom-Konzepts. Mit der Ablehnung des Repräsentationalismus bewegen sich Deleuze und Guattari auf dem sicheren Boden der neuzeitlichen Philosophie, insbesondere in der Tradition des klassischen Strukturalismus.

Außerdem sollte man sich dem Rhizom-Konzept als epistemologischer und/oder ontologischer Konzeption zuwenden, in deren Rahmen einerseits dem menschlichen Denken ein rhizomatischer Charakter zugesprochen, andererseits den Objekten der menschlichen Erkenntnis das gemäß der klassischen Ontologie notwendige Charakteristikum der Identität zugunsten einer zentrumsfreien Struktur abgesprochen wird. Auf einer rein deskriptiven Ebene findet man Anknüpfungspunkte zu technisch realisierten Netzen (Web, neuronale Netze) und deren Diskussion in philosophischen Debatten (Konnektionismus-Symbolismus). Mindestens genauso wichtig für das Verständnis des Textes ist aber seine evaluative Ebene⁴, die sich immer dann zeigt, wenn der eher darstellende Text sich in ein politisches Manifest zu transformieren scheint. („Bildet Rhizome ...“⁵). Über die sicherlich zu kurz greifende Kritik an der Paradoxie, die in der Deleuzschen Aufforderung zur Produktion von Sinnlosigkeit bei gleichzeitiger Aufforderung zum Handeln liegt, hinaus, kann man im genereller Affront gegen gesellschaftlich wirksame Normativität eine für das Verständnis des Textes wichtige politische Motivation herausarbeiten.

¹ Vgl. WOLFGANG HÖBEL, REINHARD MOHR Hochkultur im Techno-Rausch. In: DER SPIEGEL 24/ 2000.

² Vgl. Gerald Traufetter: Blitze aus der Datenwolke. IN: DER SPIEGEL 25/ 2000 und ...

³ vgl. Florian Schneider: Demokratie Wow. Neue Versionen von Öffentlichkeit im Internet: Eine Passage durch Webseiten und Mailinglists. IN: SÜDDEUTSCHE ZEITUNG 19.07.2000.

⁴ vgl. Loik, Daniel. Eine eigene Geschichte aus reiner Gegenwart sammelt und stapelt sich von selbst herum um mich. Zur Kritik an Gilles Deleuzes Mord am Subjekt. IN: Chalda, Marvin (Hrsg.) Das Universum des Gilles Deleuze. Eine Einführung. Aschaffenburg 2000. S. 92.

⁵ Deleuze/ Guattari. 1980. S. 41.

„Ich habe das angenehme Gefühl, dass hier zwei Leute das Buch geschrieben haben, das jeder schon immer schreiben wollte, nämlich: was in allen meinen Büchern steht und auf allen Platten drauf ist, die ich je gehört habe, nebst dem, was ich alles dazu denken kann“⁶

Dietrich Diederichsen: *Freiheit macht arm. Das Leben nach Rock 'n' Roll 1990-1993*

„Es handelt sich um eine Sammlung von Aufsätzen höchst ungleichmäßiger Machart und sehr ungleichmäßigen Niveaus.“

Manfred Frank: *Was ist Neo-strukturalismus*

1. Rhizom - Text

Auf den ersten Blick ist „Rhizom“ eine essayistische Abhandlung über den Schreibstil von Büchern. Doch schon nach wenigen Sätzen wird klar, dass das, was sich die Autoren unter einem Buch vorstellen, herzlich wenig mit dem zu tun hat, was man gewöhnlich erwartet, wenn man ein gedrucktes literarisches Werk vor sich hat. „Ein Buch hat weder ein Objekt noch ein Subjekt, es besteht aus verschiedenen geformten Materien, aus den unterschiedlichsten Daten und Geschwindigkeiten.“⁷

Natürlich geht es dabei auch und vor allem um ihr Buch, „Tausend Plateaus“; das ja gar nicht ihres sein kann und darf und das so etwas wie den Versuch darstellt, ihre Vorstellung von einem subjektlosen literarischen Werk ohne Objekt (d.h. Inhalt) künstlerisch umzusetzen. Um diesen bestimmten wahren und von ihnen angestrebten Buchtyp, den sie später als „rhizomatisch“ bezeichnen werden, genauer bestimmen zu können, bedarf es zunächst der Abgrenzung gegenüber anderen Arten von Büchern, nämlich dem „Wurzel-Buch“ und dem Buch in Gestalt eines Wurzelbüschels. Beide Buchtypen müssen scheitern, weil sie von einem repräsentativen Verhältnis von Welt und Sprache ausgehen, vom Prinzip des Buches als einem Bild von Welt.

Spätestens hier wird klar, auf was für einen Text man sich da eingelassen hat: Nicht nur wird hier versucht, Bücher in botanischen Metaphern zu denken: Die einzelnen Buchtypen selbst sind bloß Veranschaulichungen für verschiedene erkenntnistheoretische Positionen. Bereits hier zeigt sich, wie der Text einer später formulierten Aufforderung – „Das Mannigfaltige muss gemacht werden...“⁸ – selbst nachzugehen versucht.

1.1 Die Buchtypen

1.11 Wurzelbuch

Im *Wurzel-Buch* mit seiner Hauptwurzel und den davon abgehenden Verzweigungen zeigt sich das klassische Repräsentationsverhältnis von Sprache und Welt als einer bi-univoken Entsprechung von Zeichen und Bezeichnetem. In diese Metapher kleiden Deleuze/Guattari ihre Kritik an der abendländischen Geistesgeschichte, einem Denken im Spannungsfeld der Begriffe „Einheit“ und „Präsenz“, aus dem dann eine binäre Logik entspringt, etwa wie bei den für die philosophische Tradition des Abendland konstitutiven Entgegensetzungen Natur-Kultur, Materie-Geist, Sein-Seiendes, Objekt-Subjekt, Zeichen-Bezeichnetes. Das Wurzel-Buch ist also das klassische Buch: organisch, signifikant und subjektiv. Ein in diesem Sinne bedeutendes Buch projiziert nach dem Gesetz der Reflexion ein Abbild der Welt in einen virtuellen Verstehensraum.

⁶ D. Diederichsen: Aus dem Zusammenhang reißen/in den Zusammenhang schmeißen, in: ders.: *Freiheit macht arm. Das Leben nach Rock 'n' Roll 1990-1993*, Köln 1993. S. 175.

⁷ Deleuze, Gilles / Guattari, Felix. *Tausend Plateaus*. Berlin 1992. S. 12.

⁸ Deleuze, Gilles / Guattari, Felix. *Tausend Plateaus*. Berlin 1992. S. 16.

Als Metapher wird der Begriff des „Wurzel-Baumes“ gewählt. Sie formt sich in zwei Prinzipien aus, der Logik der Dichotomie (Ursprung mit dichotomischen Verzweigungen) und das Prinzip der bi-univoken Entsprechung (Hauptwurzelsystem).

Hinter der hier verwendeten Wurzelmetapher steckt unter anderem eine bestimmte Vorstellung zur Beschreibung sozialer Interaktion: Kulturelle Kommunikation wird herkömmlicher Weise als ein Baummodell gedacht, also als ein hierarchischer und linearer Ablauf mit einem Ausgangspunkt (der Wurzel) und davon abhängigen Verteilern (den Ästen u. Blättern). Entscheidend ist, dass diese Vorstellung immer auf einen Ursprung hin denkt: Alle Elemente einer solchen Struktur entwickeln sich aus der vorgängigen Einheit. Die Logik dieser Struktur ist die Dichotomie: Aus eins werden zwei, aus zwei werden vier etc., wobei sich im Rückbezug alles auf den Anfang zurückführen lässt. Die Beziehungen zwischen den einzelnen Elementen sind daher immer bi-univok, d.h. jedes Element hat nur bipolare Verbindungen mit dem vorhergehenden und dem nachfolgenden Element.

Ein Beispiel hierfür könnten die Broadcast-Medien sein, mit ihrer Implementierung des klassischen Kommunikationsmodells von Sender und Empfänger. Der Sender fungiert hierbei als Wurzel, der Empfänger ist immer abhängig vom Gesendeten. Daran ändert sich im Übrigen auch nichts, wenn der Empfänger seinerseits zum Sender wird, die Struktur wird nur umgekehrt, bleibt aber erhalten.

1.12. Nebenwurzelsbuch

In dieser Wurzelmetapher ist die Hauptwurzel verkümmert und ein ganzes System von Nebenwurzeln kann vor sich hinwuchern. Wie Deleuze/Guattari an Burroughs „cut ups“, den Schriften von Joyce und Nietzsche zeigen möchten, bricht ein solches System von Wurzelbüscheln in Wirklichkeit aber nicht mit dem Dualismus, mit der Komplementarität von Subjekt und Objekt, von natürlicher und geistiger Realität. Das Buch bleibt ein Bild der Welt.⁹

Das System eines Wurzelbüschels steht also sinnbildlich für den Versuch, die Dualität des Haupt- und Nebenwurzelsprinzips aufzubrechen und sich dem zu nähern, was Deleuze und Guattari als „Mannigfaltigkeit“ bezeichnen. Auch dieses Modell muss scheitern, weil es sich nicht aus seinem Abbildungsverhältnis, aus dem „Schreiben über“ lösen kann.

Genau das soll nun das so genannte Rhizom-Konzept leisten, eine Struktur, die laut Deleuze/Guattari genau dann entsteht, wenn man versucht, das rhizomatische System, über das man spricht, in die Methode seiner Darstellung zu implementieren.

2. Rhizom - Metapher

Im Kontext der Botanik ist ein Rhizom ein Wurzelsystem, das keine Hauptwurzel hat, beispielsweise das Myzel von Pilzen. Hier trifft man horizontal wachsende Erdsprossen an, die in jeder Vegetationsphase so genannte Luftsprossen bilden. Diese Luftwurzeln sind keine wirklichen individuierten Einheiten, sondern eher Teilobjekte des Gesamtorganismus. Das Bild soll das Prinzip des dezentralen Wachstums und das Fehlen einer individuierten Einheit verdeutlichen.¹⁰

⁹ Deleuze, Gilles / Guattari, Felix. Tausend Plateaus. Berlin 1992. S. 15.

¹⁰ Vgl. Frank, Manfred. Was ist Neostukturalismus. Frankfurt 1984. S. 440.



Freipräpariertes, ansonsten unterirdisches Rhizom von *Arundo donax* (Pfahlrohr, Riesenschilf, Gramineae)

Deleuze/Guattari verwenden diese Metapher nicht nur zur Beschreibung eines besonderen, in „Tausend Plateaus“ realisierten Typus von Buch. Ziemlich schnell wird klar, dass das Bedeutungsfeld hier wesentlich größer angelegt ist. Sprechen die Autoren in der Folge von „Rhizom“ oder einer „rhizomatischen Struktur“, beschreiben sie entweder eine Art natürliches Prinzip, das sich in einem vernetzten System organisiert (sogar von rhizomatischen Elementen in der Evolution ist die Rede¹¹) oder einen bestimmten psychischen Modus, der sich den Gesetzen der Logik entzieht. „Das ist bereits eine Frage nach der Semiotik der Wahrnehmung. Es ist nicht einfach, die Dinge von der Mitte her zu sehen, statt von oben auf sie herabzusehen oder von unten zu ihnen hinauf, oder von links nach rechts und umgekehrt. Versucht es, und ihr werdet sehen, dass sich alles ändert.“¹² In der von den Autoren aufgestellten Merkmalsliste einer rhizomatischen Struktur¹³ sind ontologische und die epistemologische Bedeutung der Metapher natürlich überaus eng miteinander verknüpft, trotzdem wird es sich für die spätere Analyse lohnen, diese beiden Verwendungsweisen auseinanderzuhalten.

Dies zeigt sich schon beim Umgang mit dem vermeintlichen Kern des Rhizom-Konzepts, nämlich der Aufforderung zu rhizomatischer Produktion, d.h. nicht nur über sondern in rhizomatischen Strukturen zu schreiben. „Es genügt aber nicht zu rufen Es lebe das Mannigfaltige!, so schwer dieser Ausruf auch fallen mag. Keine typographische, lexikalische oder syntaktische Geschicklichkeit kann ihm Gehör verschaffen. Das Mannigfaltige muss gemacht werden, ...“¹⁴ Genau dieser zentrale Punkt macht es Kritikern so leicht, den Deleuze/Guattaris literarische Produktion als inhaltsloses Gewäsch abzutun, einfach deswegen, weil es genauso schwierig scheint, die Autoren an dieser Stelle wörtlich zu nehmen, wie ganz auf diesen Punkt zu verzichten, da er wesentlich für den ganzen Sinnzusammenhang scheint. Offensichtlich verbirgt sich hinter der Aufforderung zur Produktion von „Mannigfaltigen“ die Rhizom-Metapher in ihrer epistemischen Ausformung. Es scheint hier in erster Linie um eine bestimmte, wie sich später zeigen wird vor allem politisch motivierte, Geisteshaltung zu gehen, die in einer anarchischen Anti-Haltung gegen gesellschaftliche Kontrolle ihren Ausdruck findet.

Um an diese Stelle in der Auseinandersetzung mit dem Text weiterzukommen, scheint es aber sinnvoll, sich zunächst mit dem deskriptiven oder ontologischen Teil der Rhizom-Metapher auseinanderzusetzen.

¹¹ Vgl. Deleuze, Gilles / Guattari, Felix. Tausend Plateaus. Berlin 1992. S. 21.

¹² Deleuze, Gilles / Guattari, Felix. Tausend Plateaus. Berlin 1992. S. 39.

¹³ Prinzip der Konnexion und Heterogenität, der Mannigfaltigkeit, des asignifikanten Bruchs, der Kartographie und des Abziehbildes. vgl. Deleuze, Gilles / Guattari, Felix. Tausend Plateaus. Berlin 1992. S. 16-42.

¹⁴ Deleuze, Gilles / Guattari, Felix. Tausend Plateaus. Berlin 1992. S. 16.

2.1 Rhizom - Netz

Die Grundidee, die hinter der Metapher Rhizom steckt, scheint die einer einheitslosen, offenen Struktur zu sein, mit der man glaubt, kognitive und kommunikative Prozesse adäquat beschreiben zu können. Wie bereits erwähnt, steht diese Vorstellung in direkter Opposition zu einem repräsentationalistischen Ansatz und kann aus einer Radikalisierung des von Vertretern des klassischen Strukturalismus vertretenen Strukturbegriffs hergeleitet werden.

2.11 Rhizom - Philosophie

Die Anti-Haltung gegen das klassische Repräsentationsmodell von Sprache, wonach ein sinnliches Zeichen einen übersinnlichen Gehalt repräsentiert, ist ein immer wiederkehrendes Grundmotiv in den Schriften Gilles Deleuze und das, was man als deren strukturalistisches Erbe bezeichnen könnte. Nach Ferdinand de Saussures Zeichentheorie, grundlegend für den klassischen Strukturalismus, ist es nicht so, dass eine Welt unsinnlicher psychischer oder kognitiver Zustände oder Prozesse, in einer Welt von Symbolen abgebildet werden, sondern genau umgekehrt: Die unsinnliche Welt der Gedanken konstituiert sich als Resultat von Unterscheidungen und Verbindungen im Bereich des Sinnlich-Phonischen.

Entscheidend aber ist, dass man es hier immer noch mit einem auf Beherrschbarkeit und Kontrolle ausgerichteten System zu tun hat, weil die Struktur in sich geschlossen bleibt. Das veranlasste eine Gruppe französischer Intellektueller im Revolutionsjahr 1968, den strukturalistischen Ansatz zu erweitern und für die politische Theorie eines freien sozialen Systems kompatibel zu machen. Für diesen Übergang vom Strukturalismus zum Neostrukturalismus ist Derridas Text „Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaft vom Menschen“¹⁵ exemplarisch. Zentraler Punkt dieser Schrift ist der Versuch, Struktur als de-zentrale begreifen zu können.

Laut Derrida werde ein solches Denken spätestens dann notwendig, wenn man auf den Widerspruch stoße, der sich aus Saussures Thesen ergibt. Wie schon erwähnt behauptet dieser, Sinn und Bedeutung eines Zeichens gebe es nur im Spiel der sich unterscheidenden Lautbilder. Wenn ein Sinn-Zentrum einen distinkten Sinn haben soll, kann es diesen nur im Unterschied zu anderen Marken der Struktur haben. Dann kann man den distinkten Sinn aber nicht als zentral setzen, denn er gehört zur Struktur, deren Werte alle de-zentral sind. Ist der Sinn dagegen ein zentrales Muster, gäbe es keine Möglichkeit, ihn zu denken, weil man ihn als per definitionem zentralen also außerstrukturellen nicht von den anderen Elementen unterscheidet.

Derrida formuliert den Widerspruch in etwa so: Das Ich muss zugleich – als deren Prinzip außer der Struktur sein, um sie zu begründen; und es muss in der Struktur sein, weil es anders keinen Wert hätte.

Das Prinzip oder der Erklärungsgrund oder auch nur die Rationalität einer aufgewiesenen Struktur implizieren also immer die Vorstellung eines strukturierenden und selbst außerstrukturellen Zentrums; und genau dieser Gedanke lässt sich nach Derrida nicht halten. Es gibt kein transzendentes Zentrum, im Sinne einer selbst nicht seienden Bedingung von etwas, das kraft seiner ins Dasein tritt.

Derrida radikalisiert demnach den Gedanken an die Strukturalität der Struktur, indem er die Hauptvoraussetzung des klassischen Strukturalismus verwirft, es gebe entweder ein, oder mehrere inter-diskursiv ineinander verwobene Zentren. Seine Alternative kleidet er in den Begriff der Dezentrierung. Alles ist Struktur und alle Strukturalität ist ein unendliches Spiel von Differenzen. Das heißt, nichts ist dem Spiel der Differenzen

¹⁵ Derrida, Jacques. Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaft vom Menschen. In: Die Schrift und die Differenz (Paris 1967), Frankfurt/M. 1997, S. 422-442.

entzogen, die Idee eines geschlossenen Text-Ganzen scheitert aus strukturellen Gründen: Strukturen können nur de-zentriert gedacht werden.

In seinem Hauptwerk „Differenz und Wiederholung“ rechnet Gilles Deleuze in strukturalistischer Tradition zunächst mit dem Repräsentationmodell ab. Die Repräsentation wiederhole die Gegenwart auf eine Art und Weise, die man nicht akzeptieren könne. Die Dinge würden danach bemessen, wie nah oder fern sie einem Prinzip oder Urbild seien, statt sie danach zu beurteilen, ob sie das Vermögen besitzen, den ihnen angestammten Platz zu verlassen und zwischen den Grenzen zu springen: „Das Sein muss als Oberfläche par excellence begriffen werden, als reine Immanenzebene, auf der sich die Dinge bewegen, ohne einen vorgegebenen Plan zu verfolgen oder ein bestimmtes Ziel anzustreben.“¹⁶

Der Begriff der Differenz ist für ihn eine Möglichkeit, die Dinge aus dem ihnen von der Repräsentation vorgegebenen Raster zu befreien. Die Differenz soll für ihn jene Kraft sein, die dafür verantwortlich ist, dass sich das empirisch Gegebene nicht darin erschöpft, lediglich als es selbst gegeben zu sein und auf seine Schematisierung durch Begriffe zu warten.¹⁷

Einige Autoren, Friedrich Balke oder Wolfgang Welsch, sehen darin den Grundriss für eine neue, zeitgenössische Form der Ontologie.¹⁸ Hier soll zunächst nur wichtig sein, sich wenigstens im Ansatz mit Deleuzes komplexem philosophischen Background vertraut zu machen, um die Polemik und scheinbare Sinnlosigkeit einiger Passagen aus „Rhizom“ besser beurteilen zu können.

In der Folge wird es aber zunächst um die relativ konkreten Bezug der Rhizom-Metapher zu vernetzten Systemen gehen, den neuronalen Netzen im menschlichen Körper und den mittlerweile allgegenwärtigen elektronischen Netzen.

2.12 Neuronale Netze

In „Rhizom“ geben sich Deleuze/Guattari alle Mühe, die recht abstrakte philosophische Konzeption einer zentrumslosen Struktur in relativ konkrete Bilder zu fassen. Die wichtigste Analogie zur Derridaschen Strukturalität scheint ihnen das Verhalten neuronaler Netze zu sein. An mehreren Stellen der Einleitung Rhizom werden Analogien von einer rhizomatischen Struktur zu neuronalen Netzen gezogen. „Die Diskontinuität der Zellen, die Rolle der Axonen, die Funktion der Synapsen, die Existenz synaptischer Mikro-Fissuren, der Sprung jeder Botschaft über diese Fissuren hinweg, machen aus dem Gehirn eine Mannigfaltigkeit, die auf ihrer Konsistenzebene oder ihrer Glia in ein ungewisses System von Wahrscheinlichkeiten eingebettet ist, uncertain nervous system. Vielen ist eher ein Baum in den Kopf gepflanzt, aber das Gehirn ist eher ein Kraut oder Gras als ein Baum.“¹⁹ Schon in anderen Werken spricht Deleuze vom besonderen Verhältnis der Philosophie zur Neurologie. „Die Philosophie mobilisiert neue Verknüpfungen, neue Bahnungen, neue Synapsen, indem sie Begriffe schafft; gleichzeitig entdeckt die Gehirnforschung mit ihren Mitteln die objektive materielle Entsprechung oder das Möglichkeitsmaterial eines ganzen Bildes des Denkens.“²⁰

Die Funktionsweise des Gehirns bietet für Deleuze eine brauchbares Beispiel für das, was eine rhizomatische Struktur leisten kann. „Das Hirn in diesem Sinne als ein ungewisses System aufzufassen, bedeutet zugleich, wie Deleuze in der Einleitung zu Tausend Plateaus deutlich werden lässt, es als Rhizom zu sehen.“²¹

¹⁶ Deleuze, Gilles. Differenz und Wiederholung. Frankfurt/ Main 1997. S. 49.

¹⁷ Balke, Friedrich Balke. Gilles Deleuze. Frankfurt/Main 1998. S.31.

¹⁸ vgl. Balke, Friedrich Balke. Gilles Deleuze. Frankfurt/Main 1998. oder Welsch, Wolfgang. Vernunft. Die zeitgenössische Vernunftkritik und das Konzept der transversalen Vernunft. Frankfurt/ Main 1995.

¹⁹ Deleuze, Gilles / Guattari, Felix. Tausend Plateaus. Berlin 1992. S. 28.

²⁰ Deleuze, Gilles. Unterhandlungen 1972-1990. Frankfurt a. M. 1993. S. 217.

In seiner Schrift „Logik des Sinns“²² setzt sich Deleuze mit dem Verhältnis von Hirn und Denken auseinander. Er bezieht sich auf Ergebnisse von Gilbert Simondon, der im Rahmen seiner Theorie der Individuation von der Transformation eines euklidischen in einen topologischen Raums spricht. Simondon schlägt vor, zerebrale Prozesse als Konvertierung des euklidischen Raumes in einen topologischen zu beschreiben.²³ Diese Ausführungen bilden bei Deleuze die Anschlussstelle für die Darstellung der spezifischen Topologie des zerebralen Raums.

2.121 Konnektionismus und Symbolismus

Deleuze/Guattari versuchen also, die von der strukturalistischen Sprachforschung inspirierten Oppositionshaltung gegen das Repräsentationsmodell von Denken und Sprache, den „Baum im Kopf“; und ihr dazu alternatives Rhizom-Konzept auf das Feld der Neurologie zu übertragen. Das bietet einen Anknüpfungspunkt an eine philosophische Debatte, die zwischen dem so genannten „Konnektionismus“ und „Symbolismus“ ausgetragen wird.

Den wissenschaftlichen Kern der Auseinandersetzung bilden Untersuchung des menschlichen Wahrnehmungsapparats, wonach man zu einer veränderten Auffassung darüber gelangt ist, wie genau informationsverarbeitende Prozesse im Menschen ablaufen. Dabei wurde das Prinzip der Manipulation bedeutungstragender Symbole nach formalen Regeln, der so genannte „Symbolismus“ als Grundprinzip vom so genannten „Konnektionismus“ abgelöst. Im Gegensatz zum Symbolismus geht der Konnektionismus von einer massiv parallelen Verarbeitung von Informationen durch die Verbindung einer großen Zahl einfacher Elemente, d.h. Zellen bzw. Neuronen aus. In der Fachliteratur wird diese These durch den Verweis auf die „100-Schritt-Regel“ begründet: Demnach braucht der Mensch um z.B. ein Gesicht zu erkennen oder eine bekannte Antwort auf eine Frage zu finden ca. 100 Millisekunden. Bei einer angenommenen Schaltfrequenz der Neuronen von ca. 1 Millisekunde ergeben sich daraus maximal 100 sequentielle Schritte. Da ein Algorithmus im Sinne einer Abarbeitung von einzelnen Verarbeitungsvorschriften in 100 Schritten nicht annähernd eine Aufgabe dieser Komplexität lösen kann, sieht man hier den Beweis für die Existenz nicht-algorithmischer, also paralleler Informationsverarbeitungsprozesse.²⁴

Dass es zu kurz gedacht ist, neuronale Vorgänge ausschließlich durch berechenbare Symbolketten zu beschreiben, die als eine Art Software auf biologischer Hardware prozessieren, scheint das Gehirn durch seine hohe Anpassungsfähigkeit, die so genannte Neuroplastizität, zu bestätigen. „Wir wissen heute, dass das Gehirn das anpassungsfähigste Organ ist, das wir besitzen. Im Gegensatz zu einem Computer ist es der Hardware Gehirn nicht gleichgültig, welche Software gerade läuft, denn die biologische Hardware passt sich der Software beständig an.“²⁵

Die Unterschiede zwischen biologischen Informationsverarbeitungssystemen und herkömmlichen symbolverarbeitenden Computern zeigt sich vor allem in der Netzarchitektur. Während im Computer Daten unter Adressen abgespeichert sind, gibt es für neuronale Systeme keinen prinzipiellen Unterschied zwischen Daten und Adressen.

²¹ Schmidgen, Henning. Figuren des Zerebralen in der Philosophie von Gilles Deleuze. In: Michael Hagner (Hrsg.). *Ecce Cortex. Beiträge zur Geschichte des modernen Gehirns.* Göttingen 1999. S. 332.

²² Deleuze, Gilles. *Logik des Sinns.* Frankfurt a. Main. 1993.

²³ Schmidgen, Henning. Figuren des Zerebralen in der Philosophie von Gilles Deleuze. In: Michael Hagner (Hrsg.). *Ecce Cortex. Beiträge zur Geschichte des modernen Gehirns.* Göttingen 1999. S. 336.

²⁴ vgl. David E. Rumelhart. *Parallel distributed processing.* Cambridge, Massachusetts 1989, S. 135.

²⁵ Vgl. Siebert, Carsten: *Qualia – Das Phänomenale als Problem philosophischer und empirischer Bewußtseinstheorien.* Digitale Dissertation der Humboldt-Universität. <http://dochoost.rz.hu-berlin.de/dissertationen/philosophie/siebert-carsten/> S. 84.

Die gespeicherten Inhalte sind die Adressen. In Computern werden Daten von Programmen bearbeitet, und es gibt einen Zentralprozessor. In neuronalen Systemen gibt es weder die Trennung von Daten und Programmen noch einen Zentralprozessor. Während herkömmliche Computer eine Aufgabe seriell bearbeiten, arbeiten im Gehirn Milliarden von Nervenzellen gleichzeitig. Informationen werden dort parallel verarbeitet.²⁶ Eines darf man hier aber nicht vergessen: Auch wenn überzeugte „Konnektionisten“ behaupten, Symbole, d.h. mentalen Repräsentationen, seien vollständig auf inhaltslose Signalketten reduzierbar, bleiben diese doch der Modus, in denen der menschliche Wahrnehmungsapparat operiert.

Deleuze/Guattaris Position an dieser Stelle erinnert zunächst stark an einen z.B. von Hirnforschern wie Donald Hebb vertretenen reduktionistischen Erklärungsansatz: Nach dessen Auffassung handelt es sich bei mentalen Repräsentationen um ein sich in bestimmten neurophysiologische Zuständen manifestierendes biologisches Phänomen.²⁷ Aber genauso wie bei Deleuze/Guattari die Baumstruktur in der ihr zugrundeliegenden rhizomatischen Struktur auflösbar ist („In Rhizomen gibt es Baum - und Wurzelstrukturen, aber umgekehrt kann auch der Zweig eines Baumes oder der Teil einer Wurzel beginnen, rhizomartig Knospen zu treiben.“²⁸) steht Hebbs Auffassung von mentalen Zuständen nicht notwendigerweise im Gegensatz zur symbolistischen Auffassung mentaler Zustände. Man könne nämlich symbolische Zustände als eine Art Abkürzung von einfachen oder auch sehr komplexen neuronalen Zuständen auffassen. Der entscheidende Punkt sei dabei nur, symbolische Strukturen im Prinzip als reduzierbar anzusehen, und zwar auf neuronale Zustände.

Angesichts der verheißungsvollen Äußerungen über die Leistungen neuronaler Netze lohnt es sich, sich mit Details ihrer Funktionsweise auseinanderzusetzen: In einem klassischen Modell von Garrison Cottrell durchläuft ein Input-Signal ein aus drei Schichten bestehendes neuronales Netz, bis es als Output zur Verfügung steht. Mit dem Verfahren der so genannten „backpropagation“ kann das Netz so manipuliert werden, dass es auf beliebige Input-Werte mit gewünschten Outputs reagiert. Wie genau die Veränderung der synaptischen Verbindung mit der Verbesserung der Output-Werte zusammenhängt, entzieht sich der formalen Beschreibbarkeit, obwohl es keine versteckten mysteriösen Wirkzusammenhänge zwischen den Zellen jenseits dieser Gewichtungen gibt. „Man weiß im Einzelnen nicht, warum ein bestimmtes neuronales Netz den richtigen Output gibt, auch wenn dieses Faktum in der Struktur der synaptischen Verknüpfungen gründet. Das liegt daran, dass solche Systeme nichtlinear sind, mit allen Folgen, die das für ihre Vorhersagbarkeit hat.“²⁹ Man muss sich also auf den Output des Gesamtsystems Mensch verlassen.

Die hier entscheidende Frage ist und bleibt: Wo im Spannungsfeld Symbolismus-Konnektionismus greift die Rhizom-Metapher? Auf der einen Seite bietet sich eine direkte Analogie zur vernetzten biologischen Hardware des Gehirns, andererseits hüten sich Deleuze/ Guattari davor, das Rhizom zum Zielobjekt eines reduktionistischen Hirnforschungsprogramms werden zu lassen, indem sie die Metapher auf einen bestimmten vernetzten Denkmodus, ein bestimmtes kommunikatives Verhalten übertragen. Damit dringen sie aber wieder in den Raum des Symbolischen, der Bilder und Assoziationen.

Hier deutet sich bereits an, was im nächsten Kapitel über das Internet als vermeintliches Rhizom noch deutlicher werden wird: Obwohl der Begriff Rhizom vordergründig ein real ausgeformtes, netzartiges System beschreibt, die „zen trumslose

²⁶ Ebd. S. 84.

²⁷ Ebd. S. 90.

²⁸ Deleuze, Gilles / Guattari, Felix. Tausend Plateaus. Berlin 1992. S. 27.

²⁹ Siebert, Carsten: Qualia – Das Phänomenale als Problem philosophischer und empirischer Bewußtseinstheorien. . Digitale Dissertation der Humboldt-Universität <http://dochoost.rz.hu-berlin.de/dissertationen/philosophie/siebert-carsten/> S. 92.

Struktur“ Derridas, besteht die Wirksamkeit der Metapher in Wirklichkeit darin, sie eben NICHT auf ein konkretes System zu übertragen, sondern einer bestimmten menschlichen (politischen) Grundhaltung Ausdruck zu verleihen.

2.13 Elektronische Netze

Ohne zu übertreiben könnte man sagen, dass der gesamte kulturwissenschaftliche Diskurs über das Internet sich auf „Rhizo m“ als einen seiner Haupttexte beruft.

Der Ausgangspunkt, für die in der Hypertexttheorie diskutierte Frage nach dem rhizomatischen Charakter des Internet, ist die Frage nach der Repräsentation von Wissen. Im folgenden wird es darum gehen, wie genau der Begriff Rhizom zur Beschreibung des Phänomens Internet als einer alternativen Form der Wissensrepräsentation Sinn machen kann.

2.131 Hypertexttheorie

Der italienische Hypertexttheoretiker Sergio Cicconi ist überzeugt von den revolutionären Effekten, die die Hypertext-Logik auf die Organisation von Wissenssystemen hat. „But the hypertextual logic breaks away the limits imposed upon us by such linear thinking and forces us to move on toward a reshaping of the ways we use in order to acquire, organize and re-produce knowledge.“³⁰

Laut Cicconi haben sich Wissensrepräsentationsmodelle mit der Zeit von einem kulminativen Modell über den klassischen Baum zu einem verlinkten Baum und schließlich zu einem Rhizom entwickelt. „Aren't hypertexts one concrete realization of the complex rhizomatic structures...“³¹ Doch gleichzeitig ist er sich mit dem qualitativen Fortschritt des Hypertexts nicht so sicher: „In this contexts, reproducing in an electronic form an already well-known series of practices and operations used in the management of multimedia data, may not seem to offer a very innovative way of organizing knowledge.“³² „The structure of thinking is not, in itself, sequential. It is a system of intertwined ideas.“³³ Das ist Cicconis wenig originelle Grundthese: Alles läuft also darauf hinaus, die assoziativen, a-logischen Prozesse des menschlichen Denkens durch die vernetzte Struktur des Hypertexts gewährleistet zu sehen.

Doch genau das ist die Frage: Ist der Hypertext mit seiner Link-Struktur wirklich das in einer Netzarchitektur verwirklichte, menschliche Assoziationsvermögen? In seinem Essay „Hypomnemata und Hypermedia“ vertritt der Kulturwissenschaftler Peter Matussek eine andere Position: Matussek beschäftigt sich hier mit der realen Lektüresituation von Hypertexten. Nach einer Reihe von Überlegungen kommt er zum Ergebnis: „Hypertexte unterstützen denn auch weniger ein Denken der Vernetzung, wie oft behauptet wird, sondern eines der Verfransung.“ Als Output solcher frustrierender Hypertext-Lektüren, so Matussek, schäle sich die Problematik der Gleichsetzung von hypertextueller Interaktivität und literarischer Intertextualität heraus. Hypertextuell dissoziierte Schriftpassagen atomisieren, was nur durch die Kontextsensitivität einer sequentiellen Lektüre zu einem synthetisierenden Verstehensakt führen könnte. Die räumliche Invarianz eines klassischen Texts (Präsenz des ersten Teils zum Verständnis des Ganzen im Lesen des zweiten Teils) wird durch die Verlinkung in Sequenzen zerlegt. Das Prinzip der Intertextualität wird vom Hypertext nicht realisiert, sondern parodiert, indem er es zum pseudodynamischen Datenbankangebot verdinglicht, und das, was sich virtuell „zwischen den Texten tut“, zu faktischen Zwischentexten materialisiert.

³⁰ Cicconi, Sergio. Hypertextuality. In: Mediapolis. Aspects of Textes, Hypertexts and Multimedial Communication. Berlin 1999. S.32.

³¹ ebd. S 34.

³² ebd. S.36.

³³ ebd. S. 39.

Peter Matussek strebt, und das ist für das Verständnis seiner Vorgehensweise vielleicht nicht unerheblich, eine Begriffserweiterung gegenüber einem rein technisch definierten Begriff der Gedächtnismedien an. Man könnte vielleicht auch sagen: Die vom Hypertext angestrebte rhizomatische Struktur bleibt etwas genuin Menschliches und kann durch technische Implementierungen nicht geleistet werden. Der Fokus einer rein medientgeschichtlich orientierten Methode bleibt immer auf diejenigen Funktionen beschränkt, die als mediatisierte beschreibbar sind. Matusseks Motivation ist es also, den Blickwinkel von einer rein technischen Mediengeschichte zugunsten anthropologischer Entwicklungstendenzen zu verschieben.

2.132 Internet als Rhizom?

Ist das Internet nun ein Rhizom oder nicht? Schaut man sich die gegenwärtige Entwicklung des Web an, findet man einige Argumente gegen die Vorstellung des weltumspannenden Netzes als realisiertem, rhizomatischem Geflecht. Denn es zeigt sich, dass die auf Hardwareebene bestehende zentrumslose Rechnerstruktur keinesfalls ein Charakteristikum ist, das man auf das gesamte Internet übertragen kann. Im Gegenteil: Je besser das Netz funktioniert, desto hierarchischer scheinen sich die Strukturen auf der Userbene zu entwickeln. „Das junge Medium tritt in den Reifungsprozess ein und bildet eine Art hierarchische Struktur aus, bei der das Gesetz der Aufmerksamkeitsökonomie durchschlägt: Was bereits Aufmerksamkeit gefunden hat, zieht weitere Aufmerksamkeit an. War das Netz in den Anfängen eher mit einer zentrumslosen Boomtown vergleichbar, so konsolidieren sich jetzt die Innenstädte mit ihren teuren Lagen, in den sich die großen und spektakulären Bauten der Firmen ansiedeln.“³⁴ Nach Florian Rötzer passiert das also ganz automatisch, einfach durch die „Ökonomie der Aufmerksamkeit“. Es gibt aber auch eine Reihe regulativer Maßnahmen, die die Ausbildung einer hierarchischen Webstruktur begünstigen.

Doch bevor man weiter in das Feld der Zukunftsprognosen vordringt, sollte man sich kurz den hier wesentlichen Punkt vergegenwärtigen. Nämlich die Tatsache, dass man eine Struktur wie das WorldWideWeb ohne weiteres in mehreren Schichten denken kann, die eine Parallelexistenz von sowohl netzartig, rhizomatischen mit baumartig hierarchischen Ebenen ohne Probleme denken lässt.

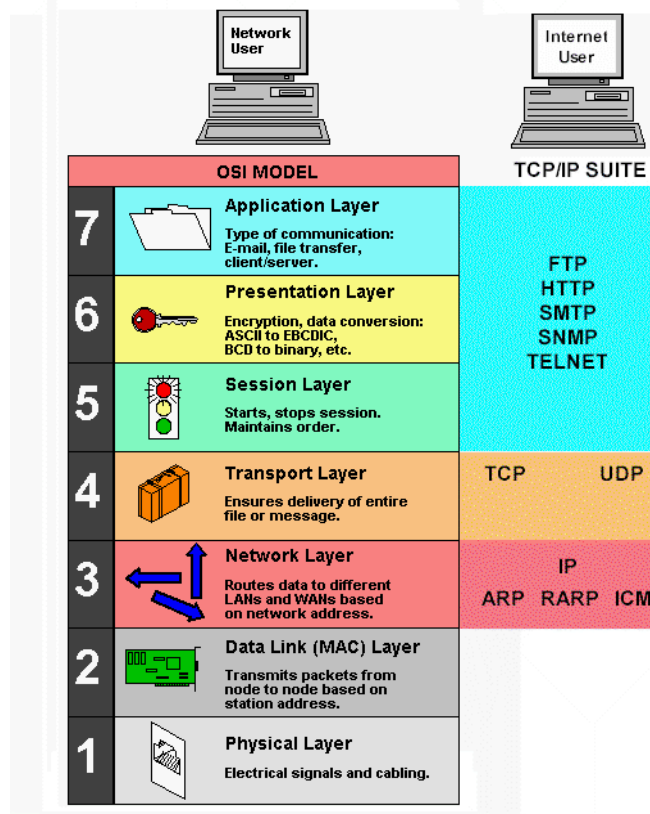
Wie man am so genannten OSI-Modell³⁵ (Grafik) sieht, ist es möglich, mit Hierarchien in der Beschreibung von Netzen zu arbeiten, ohne die Netzstruktur zu verleugnen. Netze, so weiß man mittlerweile, sind immer geschichtet, Rhizome oder Bäume nur unterschiedliche Abstraktionsebenen zur besseren Handhabung.

³⁴ Rötzer, Florian: Das Web wird zum Massenmedium. In: Kunstforum. Band 148. Dezember 1999 - Januar 2000. S. 58.

³⁵ Open System Interconnection

FIGURE TCP/IP-1
Associations Between the
Layers of the OSI Model and the TCP/IP Protocols

From COMPUTER DESKTOP ENCYCLOPEDIA CD-ROM.
 Copyright © 1997 The Computer Language Co. Inc. All rights reserved.



Wenn sich allein durch die Aufmerksamkeit von Usern hierarchische Netzstrukturen ausbilden können, ist dieser Effekt bei einer gezielten Einflussnahme natürlich um so stärker. Bevor man sie vielleicht widerlegt, lohnt es sich aber trotzdem, nochmals die gesellschaftliche Vision zu wiederholen, die hinter der Architektur offener Netze verborgen ist: In einem solchen System bräuchten sich Minderheiten nicht unter dem Votum der Mehrheit zu beugen, sondern suchen sich einfach eine neue Umgebung, um die abweichende Sicht der Dinge unter anderen Voraussetzungen und mit Gleichgesinnten zu realisieren.

Das diese traumhafte Dezentralität nicht viel mit der Realität des Netzes zu tun hat, zeigt schon die Existenz einer Einrichtung wie des so genannten ICANN³⁶-Boards, das die Kontrolle der Vergabe von Top Level Domains bis hin zu Netzinhalten weltweit ausüben kann. Zwar versucht man ständig, Konzepte für Parallelnetze³⁷ zu entwickeln, mit denen man sich die ursprüngliche Dezentralität zurückerobert will. Das ändert aber nichts daran, dass es schlichtweg falsch ist, den demokratischen Charakter des Netzes für eine unverrückbare technische Voraussetzung zu halten.

Trotz allem verkörpert das Internet die politische, radikaldemokratische Utopie von „Tausend Plateaus“: Das rhizomatisch wuchernde Netz ist die politische Utopie der Immanenz, die Heterarchie: „Wie ein unendliches Wurzelsystem wuchert das Geflecht der Datenleitungen rund um die Welt. Langsam, aber unaufhaltsam ist die digitale Vernetzung im Begriff, das politische Gefüge der Weltgesellschaft zu verwandeln.“³⁸

³⁶The Internet Corporation for Assigned Names and Numbers

³⁷ publius oder freenet

³⁸ DER SPIEGEL 27/2000

Das reale Netz aber ist längst in die Phase seiner Strukturierung getreten. Dabei wird man mit folgendem Paradox konfrontiert: Je größer die Möglichkeit zur Netzwucherung durch wachsende Rechnerkapazitäten, desto starrer wird das Netz durch notwendige Zugangsbeschränkungen. In Zukunft wird die globale Kommunikation kaum so vielfältig bleiben, wie sie es jetzt noch ist. „Wenn erst die gewaltigen Datenströme des künftigen E-Commerce und die Film- und Spielangebote der Unterhaltungsindustrie durch die Breitbandkabel fließen, dann geht es dabei um Transaktionen im Wert von Milliarden Dollar. Das ist mit der bisherigen egalitären Netzarchitektur kaum zu vereinbaren.“³⁹

Vielleicht ist es sogar die Aufgabe und Pflicht der User, das Netz für sich zu strukturieren. Der kalifornische Soziologe Manuel Castells zieht einen Vergleich von der Situation im 21. Jahrhundert zu den Zeiten der industriellen Revolution. „So wie die Menschen einst vom ländlichen Leben in die Zeit-Disziplin der Maschinen und in die Verstädterung rund um die Produktionszentralen gezwungen wurden und sich neue Regierungsformen erkämpften, so muß sich nun die Gesellschaft im Geflecht der Datenleitungen neu formieren.“⁴⁰

Es macht also eigentlich keinen Sinn mehr, die Rhizom-Metapher ausschließlich auf vernetzte Systeme zu beziehen. Vielmehr hat sich gezeigt, dass das, was den vielbeschworenen „anarchischen“ Charakter des Internets ausmacht, nicht deren technische Voraussetzungen sondern immer mehr und höchst versierte Usern sind, die sich aufgrund ihres Sachverstandes und ihrer Flexibilität regressiven Strukturen auf intelligente Weise widersetzen können.⁴¹

Es bleibt also noch, sich den Menschen oder Usern als Kern des Rhizoms anzunehmen und der schon zu Beginn erwähnten politischen Motivation des Textes von Deleuze/Guattari nachzuspüren.

3. Rhizom - Mensch

„Bildet Rhizome und keine Wurzeln, pflanzt nichts an. Sät nichts aus, sondern nehmt Ableger! Seid weder eins noch multipel, seid Mannigfaltigkeiten. Zieht Linien, setzt nie eine Punkt! Geschwindigkeit macht den Punkt zur Linie. Seid schnell, auch im Stillstand! Glückslinie, Hüftlinie, Fluchtlinie. Lasst keinen General in euch aufkommen!“⁴²

Hinter dieser Aufforderung steckt natürlich Gilles Deleuzes komplette Philosophie, deren Hauptpunkte schon einmal kurz angerissen wurden. Nur um es noch einmal knapp zu wiederholen: Das symbolische Denken, gegen das sich Deleuze/Guattari mit ihrem Rhizom-Konzept wenden, wird als Inbegriff von Herrschaftsdenken verstanden. „Der Staat als Modell für das Buch und das Denken hat eine lange Geschichte: der Logos, der Philosoph als König, die Transzendenz der Idee, die Innerlichkeit des Begriffs, die Gelehrtenrepublik, das Tribunal der Vernunft, die Sachverwalter des Denkens, der Mensch als Gesetzgeber und Subjekt. Die Anmaßung des Staates, das verinnerlichte Bild einer Weltordnung zu sein und den Menschen zu verwurzeln.“⁴³ Hier zeigt sich die eigentliche, politische Motivation, sich mit Derridas Gedanke an eine abgeschlossene Struktur ohne jegliches Prinzip auseinanderzusetzen.

Denn wie zuletzt klar wurde, funktioniert der Begriff „Rhizom“ zwar nicht zur Beschreibung realer Strukturen wie dem Internet, sondern offenbart einen bestimmten philosophischen Ansatz über das Wesen des Menschen, der sich zwar der Metapher des Netzes bedient, aber in keiner realen Netzimplementation seinen Kern findet. Eigentlich geht es immer um das Prozessieren, um das Dazwischen, also um eine bestimmte

³⁹ DER SPIEGEL 27/2000

⁴⁰ DER SPIEGEL 27/2000

⁴¹ vgl. SZ Feuilleton vom 19.07.2000

⁴² Deleuze, Gilles / Guattari, Felix. Tausend Plateaus. Berlin 1992. S. 41.

⁴³ Deleuze, Gilles / Guattari, Felix. Tausend Plateaus. Berlin 1992. S. 40.

Denkhaltung menschlicher Subjekte, sobald man sich die Entwicklung in realen Netzen anschaut.

Mit anderen Worten: Die Probleme, die man bekommt, wenn man Deleuze/Guattaris Rhizom-Konzept als Bauplan zur Aufrichtung eines real existierenden Netzes fasst, weisen auf die philosophische Grundintention des Textes hin, die man in den Werken von Gilles Deleuze finden kann. Hier geht es um die Beschreibung der Wahrnehmungskapazität des Menschen, dem Menschen als offenem System, der sich nicht unter die Kontrolle von logischen Kategorien nach dem Muster einer Semiotik der Wahrnehmung stellen darf.

Hinter der Metapher „Rhizom“ verbirgt sich das Prinzip der generellen Ablehnung von Normativität. Mit anderen Worten: Sprechen Deleuze/ Guattari von Rhizomen, meinen sie eigentlich keine real implementierbaren Netze, sondern eine bestimmte antinormative Grundhaltung, die immer wieder dazu beitragen muss, das Netz auch wirklich offen zu halten. Man ist also auf in höchstem Masse selbstbewusste Individuen angewiesen, auf „versierte Menschen, die sich regressiven Szenarien auf intelligente Weise widersetzen und dabei auch noch, wenn auch nur vorübergehend, erfolgreich sind.“⁴⁴ Diese Beobachtung der realen Funktionsweise von Netzen steht in direktem Widerspruch zu Deleuzes Anspruch der völligen Ich-Entgrenzung im Prinzip einer einheitslosen Mannigfaltigkeit⁴⁵. Zu diesem Ergebnis kommt auch Daniel Logik. „In den Zeiten der praktischen Auflösung des Subjekts ist an ihm umso unbedingter festzuhalten.“⁴⁶ Um mit diesem Widerspruch umgehen zu können, muss man sich noch einmal genauer mit den Grundpositionen im Denken von Deleuze auseinandersetzen, in anderen Worten mit seinem Hauptwerk „Differenz und Wiederholung.“

Es geht dabei im Kern um den Entwurf eines transzendentalen Empirismus, der die Konstitutionsleistungen des Sinnlichen selbst beschreiben soll, ohne zu einem konstituierenden Subjekt Zuflucht nehmen zu müssen. Dreh- und Angelpunkt ist dabei die Deleuzsche Operation mit dem Begriff der Differenz: Anstatt das Sein mithilfe der Differenz zu spezifizieren, versucht Deleuze es von der Differenz her zu bestimmen. Das setzt voraus, mit der Vorstellung zu brechen, dass die Dinge ihren natürlichen Ort haben und durch unüberwindliche Grenzen voneinander getrennt sind. Die Philosophie wird zu einer „Nomadologie“, indem sie ihre Aufgabe darin findet, einen Raum auszufüllen, ohne ihn vorher aufgeteilt zu haben.⁴⁷ Deleuze beschreibt die Differenz als jene Kraft, die dafür verantwortlich ist, dass sich das empirisch Gegebene nicht darin erschöpft, lediglich als es selbst gegeben zu sein und auf seine Schematisierung durch Begriffe zu warten.⁴⁸ Der schöpferischen Kraft der Differenz steht der hemmende Einfluss der Repräsentation entgegen. Die Repräsentation wiederholt die Gegenwart auf eine Art und Weise, die Deleuze nicht akzeptieren kann. Sie bemisst die Dinge danach, wie nah oder fern sie einem Prinzip oder Urbild sind, statt sie danach zu beurteilen, ob sie das Vermögen besitzen, den ihnen angestammten Platz zu verlassen und zwischen den Grenzen zu springen. Etwas repräsentieren heißt, es entweder auf eine Ähnlichkeit oder auf eine Äquivalenz zu reduzieren. Die Singularitäten des Sinns kommen dabei im Repräsentierten nicht mehr vor.⁴⁹ Ginge es nach Deleuze, müsste man das Sein als Oberfläche par excellence begreifen, als reine Immanenzebene, auf der sich die Dinge bewegen, ohne einen vorgegebenen Plan zu verfolgen oder ein bestimmtes Ziel anzustreben.

⁴⁴ Feuilleton der SZ. 19.07.2000

⁴⁵ vgl. Frank, Manfred. Was ist Neostukturalismus. Frankfurt 1984. S. 440

⁴⁶ Loik, Daniel. Eine eigene Geschichte aus reiner Gegenwart sammelt und stapelt sich von selbst herum um mich. Zur Kritik an Gilles Deleuzes Mord am Subjekt. IN: Chalda, Marvin (Hrsg.) Das Universum des Gilles Deleuze. Eine Einführung. Aschaffenburg 2000. S. 104.

⁴⁷ Vgl. Balke, Friedrich Balke. Gilles Deleuze. Frankfurt/Main 1998. S. 20.

⁴⁸ Vgl. Balke, Friedrich Balke. Gilles Deleuze. Frankfurt/Main 1998. S. 31.

⁴⁹ Vgl. Frank, Manfred. Was ist Neostukturalismus. Frankfurt 1984. S. 471.

Bei allen Bemühungen, den Kern der Rhizom-Metapher zu finden, indem man sich mit den Hauptthesen der Deleuzschen Philosophie auseinandersetzt, darf man eines nicht vergessen: Die Metapher Rhizom ist nur dann mit den Grundgedanken der Deleuzschen Philosophie kompatibel, wenn man ihre Funktionsweise nicht vom zeitgeschichtlichen Kontext ihrer Entstehung trennt. Für die gerade beschriebenen philosophischen Grundgedanken von Deleuze bedeutet dies: Aus der in „Differenz und Wiederholung“ beschriebenen Anti-Haltung gegen den Repräsentationalismus wird eine politisch aufgeladene Forderung nach Ich-Entgrenzung in „Tausend Plateaus“. „Die philosophischen Konzepte, die Deleuze dem Chaos abgetrotzt hat, sind nicht erschaffen worden, um die Zukunft vorwegzunehmen, sondern um sich vorbehaltlos in den gegenwärtigen Kräfteverhältnissen zu behaupten. Wollte man sie zehn, zwanzig oder dreißig Jahre später unter veränderten historischen Voraussetzungen mit dem „Cyberspace“ verknüpfen, würde dies eine begriffliche Neuschöpfung ihrer Anstöße voraussetzen.“⁵⁰ Übrigens kristallisiert sich auch für Martin Stingelin der Kern der Deleuzsche Konzepte in ihrer „kritischen Widerstandskraft, Probleme aufzuwerfen“ heraus.⁵¹

Schluss

Nach all dem bisher Gesagten scheint die eingangs gestellte Frage nach der Wirksamkeit der Netz-Metapher beantwortet: Das Bild einer rhizomatisch vernetzten Struktur zur Beschreibung der vielfältigsten, den Menschen angehenden Prozesse bezieht wohl seine Kraft gerade daraus, sich nicht auf real existierende Systeme in ihrem bloßen, subjektfreien Prozessieren zu beschränken, sondern letztlich eine Aussage über eine bestimmte kommunikative (politische) Haltung der Menschen im Umgang mit einer solchen Struktur zu treffen.

Im Text „Rhizom“ ist das nicht unbedingt angelegt. Gerade die Beschäftigung mit den philosophischen Grundlagen der Schrift, also den Gedanken Gilles Deleuzes, führte zunächst in eine andere Richtung. Deleuze/Guattari kommt es vor allem darauf an, das Subjekt als Teil des von ihnen propagierten Rhizom-Systems zu eliminieren. Nur scheint dieses ideale, subjekt –oder zentrumslose Netzwerk erstens nicht wirklich zu funktionieren, was im Vergleich mit realen Systemen wie dem Internet klar geworden sein sollte. Und zweitens steckt hinter dem manifestartigen Stil des Textes doch wieder der Gedanke an ein (politisch) handelndes Subjekt.

⁵⁰ Martin Stingelin. Das Netzwerk von Deleuze. Immanenz im Internet und auf Video. Berlin 2000. S. 27.

⁵¹ Martin Stingelin. Das Netzwerk von Deleuze. Immanenz im Internet und auf Video. Berlin 2000. S. 28.

Literatur

- Balke, Friedrich Balke: Gilles Deleuze. Frankfurt/Main 1998.
- Bergson, Henri: Zeit und Freiheit. Hamburg 1999. S. 68+92.
- Burroughs, William: Die elektronische Revolution. Bonn 1998. S. 69-74.
- Sergio Cicconi: Hypertextuality. In: Mediapolis. Aspects of Textes, Hypertexts and Multimedial Communication. Berlin 1999. S. 20-39.
- Derrida, Jacques: Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaft vom Menschen.
- Deleuze, Gilles: Differenz und Wiederholung. Frankfurt/ Main 1997.
- Deleuze, Gilles: Unterhandlungen 1972-1990. Frankfurt a. M. 1993
- Deleuze, Gilles / Guattari, Felix: Tausend Plateaus. Berlin 1992.
- Martin Chlada: Das Universum des Gilles Deleuze. Aschaffenburg 2000.
- Coy, Wolfgang: Media Control. Wer kontrolliert das Internet?. In: Sybille Krämer (Hrsg.) Medien, Computer Realität. Wirklichkeitsvorstellungen und neue Medien. Frankfurt/ Main 2000. S. 133-151
- Frank, Manfred: Was ist Neostrukturalismus. Frankfurt 1984
- Friedrich Kittler: Hardware, das unbekannte Wesen. In: Sybille Krämer (Hrsg.) Medien, Computer Realität. Wirklichkeitsvorstellungen und neue Medien. Frankfurt/ Main 2000. S. 119-132.
- Loik, Daniel: Eine eigene Geschichte aus reiner Gegenwart sammelt und stapelt sich von selbst herum um mich. Zur Kritik an Gilles Deleuzes Mord am Subjekt. IN: Chalda, Marvin (Hrsg.) Das Universum des Gilles Deleuze. Eine Einführung. Aschaffenburg 2000. S. 90-107.
- Matussek, Peter: Hypomnemata und Hypermedia. Erinnerungen im Medienwechsel: die platonische Dialogtechnik und ihre digitalen Amplifikationen. <http://www.culture.hu-berlin.de/PM/Pub/Kul/Hypomnem.html>
- Nietzsche, Friedrich: Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne. In: Nietzsche 1980. Bd. 1. S. 873-890
- Stingelin, Martin: Das Netzwerk von Deleuze. Immanenz im Internet und auf Video. Berlin 2000. S. 15-31.
- Schmidgen, Henning: Figuren des Zerebralen in der Philosophie von Gilles Deleuze. In: Michael Hagner (Hrsg.). Ecce Cortex. Beiträge zur Geschichte des modernen Gehirns. Göttingen 1999. S. 317-349.
- Siebert, Carsten: Qualia – Das Phänomenale als Problem philosophischer und empirischer Bewußtseinstheorien. Digitale Dissertation der Humboldt-Universität. <http://dochostrz.hu-berlin.de/dissertationen/philosophie/siebert-carsten/>
- Cicconi, Sergio: Hypertextuality. In: Mediapolis. Aspects of Textes, Hypertexts and Multimedial Communication. Berlin 1999. S. 20-39.
- Schneider, Florian: Demokratie Wow. Neue Versionen von Öffentlichkeit im Internet: Eine Passage durch Webseiten und Mailinglists. IN: SÜDDEUTSCHE ZEITUNG 19.07.2000
- Traufetter, Gerald: Blitze aus der Datenwolke. IN: DER SPIEGEL 25/ 2000
- Welsch, Wolfgang: Vernunft. Die zeitgenössische Vernunftkritik und das Konzept der transversalen Vernunft. Frankfurt/ Main 1995.